

schloß die Augen und dübelte es, daß er ihren Mund mit heißen Küffen bedeckte. Ach, es war ja so süß, in den Armen des geliebten Mannes zu liegen! Doch plötzlich durchdrachte sie ein schredlicher Gedanke, der ihr alles Blut zum Herzen trieb; sie suchte sich ihm zu entwinden, während sie stöhnend die Worte über ihre Lippen brachte: „Und — Ihre Braut? — Miß — Prescott?“ Percy lächelte und zog die Widerstreben nur noch fester an sich. „Sei ohne Sorgen, Geliebte!“ antwortete er; „mein Verhältnis zu jener Dame war nie ein inniges und ist schon seit vielen Wochen gelöst. Es erging ihr, wie mir; unsere Herzen wandten sich Anderen zu, und so schiedem wir ohne Gröhl von einander. Ich wüßte schon im Mai, daß ich Deine Liebe gewonnen, und überzeugte mich täglich immer mehr davon, denn Du besthest gar zu wenig Verstellungskunst; ich aber wollte die Hand nach dem köstlichen Gute, das mir der Himmel beschert, erst austreten, nachdem Miß Prescott in den Hafen der Ehe eingelaufen wäre. Vor etwa zwei Wochen empfahl ich, daß sie heute heirathen würde, und in demselben Moment stand der Entschluß in mir fest, mich ebenfalls heute mit Dir zu verbinden. Die Tante ist schon seit langer Zeit auch in dieser Hinsicht meine Vertraute gewesen, und sie bestand darauf, daß unsere Verlobung bei ihr gefeiert werden solle; deshalb lud sie Dich für heute Abend zur Feier eines Familienfestes ein.“

Miß Barton's Köpfchen lag an seiner Brust. Mit einem Herzen voll Sehnsucht lauschte sie seinen Worten, während Freudenthränen aus ihren Augen perlen.

Percy schweig eine Minute lang nachdenklich; er schien noch etwas sagen zu wollen und überlegte, wie er es anfangen sollte, um ihre Einwilligung zu dem von ihm Erstreckten zu erreichen. Endlich fuhr er fort: „Die Tante erwartet, heute unsere Verlobung feiern zu können; ich möchte ihr jedoch eine Ueberraschung bereiten und bitte Dich, mit mir daran beizutheilen. — Sieh, Geliebte, wir können doch hier nicht als Brautpaar die letzten Wochen lang miteinander verkehren; wie wäre es, wenn wir sofort zu einem Geistesgänger gingen und uns der Tante dann als ganz junges Ehepaar präsentirten?“

Florence hatte sich mit einem hastigen Rud von ihm frei gemacht und starrte ihm erschrocken an. „Nein — nein!“ rief sie, mit glühenden Wangen hervor; „das ist unmöglich!“

„Warum, mein Liebster? Meine Wohnung ist zur Aufnahme der jungen Frau fertig, denn die Absicht einer schnellen Verheirathung mit Dir ist nicht erst heute im mir aufgelaucht. Ersülle mir die erste Bitte, welche ich an Dich richte!“

„Nein, nein,“ kam es wieder über ihre Lippen, aber nicht mehr in dem entscheidenden Tone von vorher. Der Gedanke, den geliebten Mann sofort ganz ihr eigen zu nennen, nicht mehr um seinen Besitz bangen zu brauchen, hatte etwas ungemein Gemüthsheilendes für sie; sie vermochte den bittend auf sie gerichteten Augen nicht zu widerstehen, und als er sie jetzt von Neuem an sich zog und ihr Gesicht mit Küffen bedeckte, flüsterte sie ihm vorwärts: „Ja, Geliebter, ich bin bereit, Deinen Wunsch zu erfüllen.“

Eine Stunde später hatte Percy die Genußqual, der Tante den Trauschrein vorzulegen und sich an der grenzenlosen Ueberraschung der alten Dame weiden zu können. Sie machte jedoch keinen Widerspruch, sondern schloß Florence warm an ihr Herz, indem sie gleichzeitig Percy dazu beizubehalten, eine solche Partnerin für's Leben gewonnen zu haben.

Die lachende Statue.

Von G. H. Moreau - Bauhier.
Autorisirte Uebersetzung aus dem
Französischen. Von Anna
Cato.

Georges Merand ist Bildhauer. Da er sehr wohlhabend ist, arbeitet er nur, wenn er Lust hat, in seinem kleinen Atelier in der Weberstraße und schafft demzufolge nicht viel. Vor einigen Jahren arbeitete er für den „Salon“ eine Statue oder, wie die Künstler sich ausdrücken, eine Figur. Diese Figur stellte einen Regier dar, und dieser Regier war ein damals sehr bekanntes Modell. Er hieß Salem. Heute ist er todt, wahrscheinlich durch die schredliche Auszehrung dahingekraucht, der in unserem Klima die Nachtrügallaffen und andere Affenarten, seine kleiner Brü-

der, unterliegen. Salem war ein merk würdiges Gemälde seiner eigentümlichen, kraustöpfigen Nase. Bei den Künstlern pflegte er sich einzuführen, indem er ihnen eine Karte hinreichte, auf der zu lesen war:

Salem von Timbouchou.

Modell ersten Ranges für allegorische und orientalische Arbeiten.

Dabei lachte er nicht nur mit der schneeweißen Perle seiner Zähne, sondern mit dem ganzen Gesicht, das ausfah, als ob es mit Graphitpulver abgeputzt wäre. Vereintlich entleerte er sich, wenn man ihn darum anging, und zeigte das schlankte Schenkel seiner Glieder; er ging zwar nicht einer Marmorstatue — weil dieser Vergleich nicht für seine schwarze Silhouette paßte — aber einer wunderbaren Bronze. Er war im Stande, sich stundenlang nicht zu rühren, und wenn man sein Erschaunen darüber äußerte und ihn dazu beglückwünschte, erwiderte er, indem er sich mit der schwarzlich-grauen Hand über die Stirn strich:

„Erzähle mir dabei Geschichte aus meiner Land!“

Dies ist, daß, während er stundenlang reingezogen in dem stillen Atelier stand, manchmal eine nicht zu unterdrückende Lachen die Muskeln seines Brustkorbes erschütterte und sein Gesicht verklärte, ohne daß er seine Stellung nur im allergeringsten vernachlässigt hätte; und wenn der Künstler ungeduldig wurde, weil er die Konturen, die er zu studieren und festzuhalten sich bemühte, zu unruhig sah, sagte Salem, sofort wieder unerbittlich, in seinem kindlichen Flüster-ton:

„Nicht böse, Herr, erzähle mir Geschichte von meiner Land!“

Noch einen Lieblingsausdruck hatte er: „Gut Modell, giebt gute Figur.“ — bei den Malern sagte er: „Gute Modell, giebt gute Bild,“ als wenn er damit sagen wollte, daß, wenn ein Modell das Talent habe, gut zu stehen, für den Künstler nur eine unbedeutende Aufgabe übrig bliebe. Da er nun wußte, daß er das Talent, gut zu stehen, in hohem Grade besitze, behauptete er, daß wenn man ihn zum Modell nähme, Vortheil, Ehre und Ruhm unaussprechlich seien. Uebrigens arbeitete fleißig für den Erfolg seiner Klienten auch außerhalb der Sötungen. Er war sehr durchtrieben; so besuchte er bisweilen die Mitglieder der Jury, erklarte auf seine Art das Wert, an dem er Antheil hatte, als ob es sich um eine Anerkennung für ihn selbst handelte, und nur ganz zuletzt, wie zufällig, erwähnte er den Schöpfer, welchem er immer im mitleidvollsten Tone folgende Eigenschaften beilegte: „Gute Jung, gute Jung... arme Familienvater, so viele Kind!“ — Der gute Junge hatte oft mehr als fünfzig Jahre auf dem Rücken, und der arme Familienvater war manchmal ein blutjunger Farbmaler der Kunst-Akademie. Aber Salem hielt es wahrscheinlich für gerathen, Mitleid zu erwecken; er hatte vielleicht auch schon die Erfahrung gemacht, daß um irgend etwas in der Welt zu erreichen, selbst Ehrenbezeugungen, die gewöhnliche Formel der Bettler von Profession, als kürzeste und bündigste, noch die beste ist.

Merand hatte beinahe zwei Jahre über seiner Arbeit zugebracht. Salem, der während dieser Sötungen oft Gelegenheits hatte, sich die Geschichten aus seiner Heimath in's Gedächtnis zu rufen, interessirte sich ausnehmend für die Schöpfung. Die Statue wurde zum Guß eingekauft, und da der Termin zur Beschaffung der Ausstellung nicht fern war, ließ Merand ein zweites Modell im Gips ausführen, um, da der Bronzeguß vor Ende April nicht fertig sein konnte, der Zulassungskommission seinen „Regier“ vorzuführen zu können.

Allein zwei Tage vor dem zur Beschaffung des „Salons“ festgesetzten Termin wurde, als der Diener die Steigeleiter in's Atelier an eine andere Stelle rücken wollte, die Statue gegen das Aemmerrohr gedrückt, und durch eine ungestüme Bewegung, welche die begangene Ungeschicklichkeit wieder gut machen sollte, fiel der Gipsnegel auf den Fußboden, wo er in tausend Stücke zerbrach.

Am nächsten Morgen kam Salem zufällig zu Merand und erfuhr das Unglück.

„Ich werde nicht auf der Ausstellung sein können!“ sagte Merand. „Es ist ganz unmöglich, das andere Modell, das noch bei dem Gießer ist, und an dem noch mehrere Theile fehlen, zu schicken; ich bin außer mir und siehe es mich wahrhaftig 500 Francken kosten, um mit meinem Regier nicht im „Salon“ zu fehlen!“

„Fünfshundert Francken!“ wiederhol-

te Salem, indem er seine schwarzen Fingerringe vor den aufgeregt rollenden Augen auf und ab spazieren ließ. „Auf mein Wort, Salem, 500 Francken!“

„Und Salem auch gehen das Geld, wenn Regier im „Salon?“

„Ganz gewiß, aber Du kannst nichts dazu thun, guter Salem!“

Salem lächelte stillbergnügt in sich hinein und nahm eine feierliche Haltung an, wie er in besonders bedeutungsvollen Augenblicken immer zu thun pflegte; dann sagte er:

„Ich mache, daß Regier im „Salon!“

„Ach, nicht doch!“ lachte Merand ungläubig, „wie wolltest Du das anstellen, Salem?“

Er streckte abweichend die Arme aus, gleichsam um Merand's Ungebuld zu beschwichtigen, und verabschiedete sich, nachdem er um die zur Ausführung seines Planes notwendige Verschwiegenheit gebeten: „Nichts sagen, Herr, nein?“

Am nächsten Morgen erschien er mit einem Paket unter dem Arm.

„Gute Tag!“

Gehemmißvoll fragte er:

„Niemand hier?“

Vorsichtig öffnete er das Paket: es enthielt eine grünlich angestrichene Kiste.

„Was?“ fragte Merand.

„Das ist Sodel für Regier!“

„Was für ein Sodel?“

Salem stellte die Kiste auf den Fußboden sich selbst darauf und nahm die Stellung der Statue an.

„Mit Deinem Kopf scheint es nicht ganz richtig zu sein Salem!“ sagte Merand.

Salem sah seinen Schödel mit beiden Händen, that so, als ob er verzweifelte Anstrengungen machte, ihn sich abzureißen, und sagte dann sehr ruhig:

„Ganz richtig, Herr Merand!“

Niederkauert, machte er sich daran, die Kiste zu öffnen; sie enthielt ein Paar Beinkleider, einen Kittel, Kupferbronze, ein Gefäß mit Wasser, einen Pinsel, einen kleinen Spiegel, eine Flasche Rum, eine Pfeife und ein Paket Tabak. Salem nahm den Pinsel, feuchte ihn an, nahm mit den Borstenspitzen ein wenig Kupferstaub auf, und nachdem er es auf seinem Finger verrieben, der die Farbe einer gebrauchten Kupfermünze annahm, sagte er, Merand schlau zubinselnd:

„Bong!“

Natürlich wollte er Bronze sagen. Merand, der doch immer nicht verstand, was das heißen sollte, zuckte die Achseln und wandte sich ab.

Aber Salem verfolgte ihn hartnäckig. „Zuhöre, Herr, zuhöre!“

Und langsam und schwerfällig, in seiner primitiven und wortarmen Sprache, gelang es ihm schließlich doch, sich verständlich zu machen.

Salem hatte einen der Förstner im Industriepalast zum Freunde. Ihn hatte er ins Vertrauen gezogen und sich unter dem Verprechen, den Profit mit ihm zu theilen, seiner Mithilfe versichert. Durch diese Hilfe rechnete Salem darauf, sich in den Palast einzuschmuggeln und die Statue vor die Zulassungskommission zu stellen.

Merand brach in ein lautes Lachen aus.

„Wenn Du das thust, erhältst Du die 500 Francken, schon um des Späkes willen!“

Am letzten Tage, zur letzten Minute, als es eben sechs Uhr schlug, und der Palast geschlossen werden sollte, brachte man auf einer Tragbahr Merand's Statue. Ihrer Nothheit und Gebrechlichkeit wegen sei sie so dicht verhüllt, meinten die Träger. Da es schon spät war, schrieb man sie schnell ein und stellte sie in einem Raum des Erdgeschosses auf, ohne sie weiter näher zu betrachten.

Als die Nacht gekommen und das Palais geschlossen war, wurde die Statue lebendig, entlechte sich ihrer Hüllen, und Salem stieg ganz nackt von seinem Sodel herunter, den er eilends öffnete. Er bekledete sich mit Beinkleidern und Kittel, die es daraus hervorrag, und nachdem er sich die Pfeife gestopft hatte, zündete er sie an. Behaglich rauchte er inmitten der unbeweglichen Gestalten seiner Gefährten aus Gips, Marmor und Bronze, als das Geräusch sich nach der Schritte ihn erzittern machte. Schnell verberg er die branende Pfeife in der Hand und lautete:

„Bist Du hier, großer Affe? fragte eine Stimme.“

„Ich hier,“ erwiderte Salem, „nicht Affe!“

„Da kannst Dich trollen!“ kündigte ihm der Andere an. „Morgen wölft man die Jury, Du brauchst also nicht zu kommen. Aber sobald Du durch die Zeitungen erfahren wirst, daß die Jury

ihres Amtes waltet, stelle Dich unerschuldig ein, und dann gibts vom frühen Morgen bis zum späten Abend.“ — Es wird gut sein, wenn Du die Nacht vorher hier zubringst, das ist sicher!“

Salem befolgte den Rath seines Mitverschworenen pünktlich. Am Vorabend des Tages, an dem die Jury ihre Arbeit beginnen sollte, erschien er wieder im Beinkleid und Kittel, und als man ihn an der Thüre des Palastrates anhielt, fragte er mit seinem kindlichen Lächeln nach seinem Freunde, dem Förstner. Man ließ ihn passieren. Er verberg sich hinter einem Pfeiler und wartete in seinem Versteck, bis geschlossen war.

Die Nacht die jetzt folgte, mochte ihm lang genug vorkommen; vielleicht kafen ihm die Geschichten aus der Heimath darüber hinweg.

Endlich graute der Morgen.

Nachdem er die Kleider abgelegt, begann er mit seiner Toilette für die Jury. Vom Scheitel bis zur Sohle strich er sich mit dem in Wasser aufgelösten Bronzestaub an, wobei ihm der kleine Spiegel gute Dienste leistete, und nachdem er einen tüchtigen Schlud Rum zu sich genommen und sich durch eine gute Pfeife gestärkt hatte, kletterte er müthig auf seinen Sodel.

In dem großen Raum zu ebener Erde, wo die Stulpturen aufgestellt sind und des Nichterspruchs harrten, ist nur schwaches Licht. Salem rechnete auf diesen Umstand, der seiner Kriegslust zu Hülfe kommen und die Unvollkommenheiten seiner Arbeit verbergen sollte. Nichtsdestoweniger war er sehr aufgekratzt, als die Schaar der ihm größtentheils bekannten Persönlichkeiten sich ihm näherte.

„Et sich“, sagte eine Stimme, Merand's Figur ist schön!“

„Das ist dieser große Teufel — der Salem!“ erklärte ein Anderer.

Salem war nicht wenig gerührt, in so wohlwollender Weise von sich reden zu hören und fing an sich ein wenig zu sammeln.

„Zedenfalls“, nahm ein Dritter das Wort, „setze ich im Voraus, daß er uns eine Medaille kosten wird.“

„Wieso?“ meinte A. — ich will ihm nicht den Streich spielen, seinen Namen hier zu nennen — der Charakter ist nicht gut widerzugeben, Salem ist im Leben durchgeputzt und verschmügter!“

Sofort ließen sich auch J. und K. in diesem Sinne vernahmen.

„Schlecht wiedergegeben!“ meinte J. „Moderne, vulgäre Auslieferung!“ pflichtete K. bei.

„Ueberrubene Gesundheit bei der Wiedergebarte zufälliger Hauterscheinungen!“ entschied J.

„Ach was!“ rief Kalguberes mit seiner lauten, sympathischen Stimme ungestimmt davonhören. „Dieser Regier ist sehr schön, und wenn wir erst bei den Medaillen sind, könnt ihr mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ich für eine Stimme!“

Delaplanche, der damals noch am Leben war, rief jetzt enthusiastisch:

„Wahrhaftig, man könnte beinahe glauben, er ergälte sich eine seiner lustigen Geschichten und wolle zu lachen anfangen!“

Thatsache ist, daß Salem bei diesen Worten alle die lustigen Geschichten, mit denen er seine Sötungen erhitzte, und würzte, einschief, und er sich nicht länger halten konnte. Seine Brust hob sich, die Regierstatue beugte sich plötzlich herunter, wönd und trümmte sich vor Lachen, und eine Kinderstimme zirpte:

„Nicht wahr, die, Herr Delaplanche? Wird ausgezehrt?“

Es ist unmöglich zu sagen, daß dies Lachen die ganze Jury ansteckte, mit Ausnahme von J. und K.

Jene können seit diesem Tage keine Kollegenarbeit mehr beurtheilen, ohne daß man sie waart:

„Nehmt Euch in Acht, sie wird gleich lachen!“

In Bombay.

In engen Straßen drängen sich weiße Sotras mit hohen, roten Turbanen. Dunkelblau sind Frauen in rosa Gewändern, mit silbernen Spangen und bunten Glasperlenketten um die Hand- und Fußgelenke tragen Phangung und leuchtende Kupfergeschleife aus den Köpfen... wir kommen nur langsam vorwärts, vorbei an Gassen, die, an die Häusermauern gezwängt, den Dufelack spielen und das Tamburim schlagen... Buntbetagtes Leben in blendendem Sonnensicht umgiebt uns von allen Seiten... Wir blicken den Frauen im's Gesicht: Nichts in ihren ebenmäßigen Zügen deutet darauf hin, daß wir uns in einer vom Schicksal fürchterlich heimgesuchten Stadt befinden: in Bombay.

Das ist freilich nur der erste Eindruck bei der Ankunft. Je weiter wir uns aus dem Hafenuartier entfernen und dem Hindubiertel mit dem großen „Bazar“ nähern, desto mehr ändert sich das Bild. Sind auch die Straßen für europäische Begriffe dort immer noch ungewöhnlich belebt, für indische sind sie verödet. Die Börse ist geschlossen, Handel und Verkehr ruhen. Eine Viertel-Million Menschen, sagt unser Fährer, hat in den letzten vier Wochen auf der Flucht vor der Pest die Stadt verlassen.

Bisher spürten wir nur den Geruch von Weibrauch und glimmendem Sandelholz, die zur Dekantation verbrannt werden. Jetzt schlägt uns vom ersten Mal durchdringender Karbolgeruch entgegen. Aus dem Hausübergang, an dem wir soeben vorübergegangen, wird auf einer Bahre eine in weiße Gewänder gehüllte Leiche getragen. Wir sind im Herrschaftsgebiet der Pest angelangt. Wir bleiben einen Augenblick stehen. Unser Blick fällt durch das offene Fenster des nächsten Hauses. Auf einem niedrigen Bett liegt ein Schwelmer, ächzend, schwelgebodet. Nicht weit von ihm erhört sich sein Weib und wächst ein weißes Gewand, das Todtenhemd ihres Mannes. Gestern hat ihn die Seuche befallen, und morgen wird er nicht mehr am Leben sein. Stumm, threnenlos, mit einem Ausdruck herzzerreißender Resignation um den Mund blüdt sie auf ihre Arbeit. Wir schreiten weiter... Bald begegnen uns Leichenzüge: Ein todter Hindub wird auf einer Bahre getragen; der Leib ist roth bemalt, das Gesicht mit den geschnittenen Wangen zu einem scheußlichen Grimas verzerrt. Gutes Land von Jasmun und bengalischen Rosen umgürtet den Leichnam. Born schreiet ein Mann mit einem Beken voll glühender Kohlen, mit denen nach der Scheiterhaufen angezündet wird. Der Bahre zunächst folgen Leute, die Trommeln und Klappern schlagen, dann die Freunde des Todten, jeder ein Scheit Holz in der Hand, um es in den brennenden Haufen zu werfen, zur letzten Ehrung des Verstorbenen.

Andere Züge folgen. Ein Mohamedaner in einem Sarge, den ein rothes, goldgefittes Tuch bedeckt. Die Träger, die Leidtragenden, alle tragen eine beinahe lustig klingende Weise gekettet den Todten hinaus nach dem mohamedanischen Kirchhof am Meeressande, an sein Grab unter riesigen Bananenbäumen und blühenden Jasminbüschen... Die Leiche eines Persen, in blendend weiße Gewänder gehüllt, wird von ebenfalls weißgekleideten und weißhaarigen Dienern nach dem „Thurm des Schweigens“ gebracht. Eine lange Kette von Leidtragenden folgt, zwei und zwei gehen sie nebeneinander, ein weißes Taschentuch als Zeichen der Verbindung zwischen sich tragend. Beim Thurm des Schweigens“ wird der Leichnam entkleidet und den Seelen preisgegeben. Ob es Abend ist, werden sie ihm bis auf das Skelett abgemagt haben...

Wir nehmen einen Wagen und fahren hinaus nach dem Hospitale, wo die Pestkranken untergebracht sind, ein großes, eisernes Gebäude. Die Luft ist drinnen kühl trotz der Hitze, die draußen herrscht. Halbdunkel erfüllt alle Räume. Die Kranken sind sämmtlich Sotras, gehören der untersten indischen Kaste an. Der behandelnde Arzt zeigt sie uns der Reihe nach, wie sie, auf eine dünne Matrage gestreckt, den bronzefarbenen Leib in Dedern gehüllt, dahagen. Am Körper der eben erst Eingekerkerten ist noch nichts Auffälliges zu bemerken. Die der Anderen aber weisen am Halse, in der Achselhöhle, an den Hüften bide, harte Geschwülste auf, die Zeichen der furchtbaren Krankheit und des nahenden Todes. In einer Ecke des Saales liegt ein kleiner Kerl, so abgemagert, daß der Leib sich kaum unter der Decke abzeichnet. Er kam aus der Gegend, wo die Hungernoth wüthet, um ihn zu entleihen, und fiel der Pest in die Arme... Nebenam, im nächsten Saale, ein hoffnungsloser Erkrankter. Er kößt in Fieberphantasien unaufhörlich mit heiserer, verklärter Stimme Klagerufe aus, seine Füße schlagen an einander, sein Leib trümmet sich vor Qual, zwei Wänter halten ihn mit Mühe... Die Hindus, die sich um keinen Preis von anderen als vom Hindubärtigen und nur mit den einfachsten Heilmitteln behandeln lassen, sind in besonderen Hütten aus Bambusstäben und Matten untergebracht. In einer derselben liegt ein junges Weib, ein bezauberndes, bleiches Gesicht, umwahrt von blauen schwarzen Haaren. Sie ist erst wenige Stunden da, trägt noch ihr hellblaues Gewand, die Arme sind mit Spangen geschmückt, Ohrringe glitzern in den Ohren. Eine buntgewürzte Dede ist

über sie ausgebreitet. Eine ganze Garnitur von Schachsteln und Stupferdeckel steht um sie herum. Man glaubt, ein Märchenbild zu erblicken, nicht eine Pestkrante, die dem Tode geweiht ist. Es ist Abend geworden. Wir kehren auf einem andern Wege nach der Stadt zurück, fahren an dem Felde vorbei, wo die Scheiterhaufen brennen. Unter mächtigen Bäumen steigen bide Rauchsäulen in die blaue Luft empor. Wir kommen noch zurecht, um das wüthende Gebränge mit anzusehen, das allabendlich auf dem Bahnhofe entwidelt. Die Hitze vermögen die große Zahl Dezer nicht zu fassen, die abreisen wollen, und der Gefahr zu entgehen. Der Kampf um einen Platz im letzten Abendzuge ist immer besonders erbittert. Auch er fährt ab, überfüllt, mit Hunderte bleiben zurück, um dann mit Weib und Kindern in einer Art Bivak auf dem Bahnhofsplatze zu kampfen, inmitten ihrer wenigen Habsegleiten, einiger Bündel mit rothen und blauen Lumpen, einiger Kupferlöpfe, um den Frühzug zu erwarten.

Für Zeitungs-Correspondenten.

Der Herausgeber eines amerikanischen Blattes hat in einem Aufsatze von „Galgenschmerz“ seinen auswärtigen Mitarbeitern folgende Rathschläge ertheilt:

So lange Sie zum Schreiben etwas Anderes als Feder und Tinte gebrauchen können, hüten Sie sich, sie zu verwenden. Die Schrift könnte leicht zu deutlich sein und würde dann die Aufmerksamkeit des Redakteurs und des Schriftsetzers nicht genügend fesseln. Sind Sie aber durch den Zufall gezwungen, mit Tinte und Feder zu schreiben, so hüten Sie sich, bei dem Wenden des Papiers ein Vöschblatt zu benutzen; dies ist schon längst außer Mode. Wenden Sie nie Satzzeichen an; uns ist es sehr unangenehm, wenn wir errathen müssen, was Sie eigentlich sagen wollten. Große Anfangsbuchstaben zu gebrauchen, ist ebenfalls überflüssig; so können wir wenigstens die Satzzeichen noch eigenem Gutdünken anwenden. Es ist vollkommen unmöglich, sich eine leserliche Handschrift anzueignen; eine solche vertritt immer plebejische Abkunft und berechtigt überdies zur Annahme, daß Sie in irgend einer öffentlichen Schule Ihre Ausbildung erhalten haben. Eine schlechte Schrift deutet auf Genie. Viele Schriftsteller machen sich überhaupt auf diese Weise bemerkbar. Schließen Sie daher beim Schreiben die Augen und schreiben Sie so unleserlich wie möglich. Auf Eigennamen ist nicht besonders zu achten, denn jeder Schriftsetzer kennt den Vor- und Zunamen eines jeden Mannes, Weibes und Kindes der ganzen Welt, und wenn wir nur den Anfangsbuchstaben eines Namens errathen zu können glauben, so genügt dies vollkommen; wohl ist es wahr, daß wir jüngst Samuel Mariagon statt Lemuel Messinger gedruckt haben, doch wird dadurch sicher kein gelehrter Leser irregeführt worden sein. Also nochmals, achten Sie nicht auf Eigennamen. Sehr vorthellhaft ist es, bei den Seiten des Papiers zu beschreiben, um wenn sie vollgeschrieben sind und man noch einige Hundert Zeilen beifügen muß, empfiehlt es sich, über die Quere zu schreiben; denn noch ein Blatt zu opfern, wäre wahrlich des Guten zu viel gethan. Wir sind im siebenten Himmel, wenn wir ein solches Manuskript in Händen haben; am liebsten wäre es uns, wenn wir auch den Schreiber in einem stillen Winkel fänden. Wie wäre die Sache süß! Das braune Vadpapier ist zum Schreiben besonders verwendbar; wenn Sie aber keins haben, so kann man auf der Straße wohl im Vorbeigehen von einem Plakat das nötige Papier abreißen. Falls man sich eines solchen Papiers bedient, ist es rathsam, auf jene Seite zu schreiben, welche beklebter ist. Wenn ein Artikel beendet ist, so trage man ihn, ehe er der Redaktion zugelandet wird, einige Tage in der Tasche mit sich herum. Wurde der Artikel mit Bleistift geschrieben, so sind die Vortheile dieses Systems unschätzbar. Suchen Sie auch ein oder das andere Blatt zu verlieren; die Zusammenfügung loser, nicht nummerirter Blätter macht uns stets besondere Freude.

Stauenswürdig.

Einheimischer (im Theater): „Stauen Sie nicht über unsere Primadonna?“

Fremder: „Ich wüß nicht warum!“

Einheimischer: „Nun, sie hat keine Stimme mehr — singt aber doch!“